

Hunde

Von Bernd Hendricks

Es war an einem warmen, trockenen Ostermorgen des Jahres 199x, als sich meinen unschuldigen Augen beim Spaziergang im Central Park die Strukturen eines Geheimbundes offenbarten, der wahrscheinlich schon seit Jahren lautlos das Leben Manhattans dirigiert.

Von einer spärlich bewachsenen Wiesenfläche rollte ein gelber Tennisball auf den Weg und blieb vor meinen Füßen liegen. Ihm folgte eine Staubwolke, aus der ein kleiner, jähzorniger Hund hervorschoß. Er faßte mit dem Maul den Tennisball und bog scharf nach rechts, gejagt von drei Hunden gleichen Temperaments, die ebenso der Wolke entsprungen waren.

Die Staubkugel blieb nun auf dem Fleck stehen, ging aber in eigenartige Pumpbewegungen über; sie wirkte wie ein großes graues Herz, das sich zusammenzieht und entspannt. In dem Dunst sah ich jemanden auf- und niederhopsen. Ich erkannte die Konturen eines Kopfes, und hätte er nicht lange spitze Ohren gehabt, hätte ich das Wesen für ein Kind gehalten. Nun erstarb auch das Hüpfen, der Staub senkte sich und zum Vorschein kam ein Schäferhund, der heftig atmete und dessen Zunge vor der Brust baumelte wie eine rote Krawatte. Dahinter erschien ein Mann, ein Mittfünfziger mit blondgefärbter Dauerwelle, getönte Brille und einer Hundeleine in der Hand. Er war in ein Gespräch mit drei jungen Frauen verwickelt. Die Frauen waren blaß und ernst und sahen verstohlen auf den bestaubten Schäferhund. Als ich meinen Blick wieder auf den Hund lenkte, neugierig, was ihre sorgenvolle Aufmerksamkeit erregt haben mochte, erkannte ich, daß er nur drei Beine hatte. Das linke Vorderbein war weg.

Mein ganzes Leben verbrachte ich mit der tiefen Überzeugung, daß ein Hund schon aus Gründen der Symmetrie vier Beine besitzen sollte, aber streng genommen machte mich das noch nicht zum Orthopäden: Vergeblich suchte ich danach, was den Verlust des Beines verursacht haben könnte. Das Fell war gleichmäßig gewachsen, es gab keine Schnittstelle, keine Narbe, keinen Stumpf als Hinweis auf eine Amputation, nur eine kleine Wölbung an der Stelle, wo sich das Bein hätte befinden sollen. Der Hund wußte, wie er Balance halten konnte. Er spreizte seine Hinterbeine und lagerte sein Gewicht auf das rechte Vorderbein, als würde er sich auf einen Spazierstock stützen.

Ich merkte, daß der Hund mich die ganze Zeit beobachtet hatte. Als sich unsere Blicke trafen, hob er seine Augenbrauen, und das Fell auf seiner Stirn warf kleine Falten. Er glotzte mich in bemitleidiger Arroganz an. Es schien, als ahnte er die Gedanken voraus, die ich in meinem Kopf plante – eine unschuldige Reminiszenz aufs Winterwetter zunächst, danach vielleicht eine scheinheilige religiöse Betrachtung über den Hund als Verkörperung von Gottes Frohsinn, auf jeden Fall nichts, was auf seine Gehbehinderung anspielen würde. Er durchschaute die Heuchelei, die ich mir zusammenbraute, und ließ zuerst das linke, dann das rechte Ohr auf den Schädel sinken.

Mitleid? schien er zu fragen. Warum? Weil ich langsamer bin als diese kläffenden Trottel da? Denen geht's um einen albernen Ball, mir geht es um Macht. Er dort – jetzt drehte er den Kopf und schaute auf den Mann mit der Leine – braucht mich verzweifelter denn je. Ohne mich würden ihm die Leute auf dem Gehsteig keinen Platz machen, ohne mich würde niemand mit ihm reden, noch nicht einmal sein Frisör. Die Frauen würden ihn wegen seines Walnuß-Hirns verspotten, er wäre eine Null – nun sah der Hund wieder mich an – ein ignoriertes Würstchen, das auf seinen Spaziergängen mit sich selbst redet. Nur in meiner Gegenwart bekommt er, was in New York so schwer zu haben ist: Bedeutung und Herzen.

Aus den drei jungen Frauen waren inzwischen fünf geworden, wobei zwei von ihnen bereits im Staub knieten, ihre Arme dem Hund entgegenstreckten und den Mund zu einem schmerzvollen "Ooh" formten. Die anderen hingen an den Lippen des Mannes, der sich eine Zigarre angezündet hatte, redete und tröstete und redete und paffte und dabei das Gesicht zu einem selbstgefälligen Grinsen verzog.

Ich begegne diesem Hund seit jenem Ostermorgen zwar beinahe täglich bei meinen Parkspaziergängen, aber ich bin davon überzeugt, daß es nirgendwo sonst in der Welt eine solche Kreatur gibt. Sollte die Stadt New York jemals ein Wappentier auf ihre Fahne tragen, so wird es der dreibeinige Hund sein.

Dreibeinige Hunde sind hip in Manhattan, schrieb die New York Times vor einigen Tagen und zitierte den Veterinär Mark Gibson: "Ein Dreibeiner ist ein Babe-Magnet."

New York lebt unter einer Hundediktatur. Anderthalb Millionen Rottweiler, Terrier, Pitbulls, Zwergpudel, Bernhardiner, Chow-Chows, Schlitten-, Jagd- und Kettenhunde zwingen der Menschengesellschaft ihren Willen auf. Hundertausende Winz- und Weinlinge manipulieren täglich Massengefühle und verschlingen große Klumpen Kaufkraft. Hechelnde Horden marodieren durch die Straßen und ziehen dabei sogenannte Dog Walker hinter sich her, Menschen, die dafür bezahlt werden, sie spazieren zu führen. Ich sehe Hunde beim Stuhlgang an der Straßenecke in angespannter Hockhaltung und einem Ausdruck von Trance und naiven Staunens in den Augen. Hinter ihnen bücken sich "Dog Walker", die aufsammeln, was dem Hund herausfällt. Manche fangen den Kot mit einer Zeitung auf (und veredeln zuweilen den Inhalt einiger Artikel), andere stülpen eine Plastiktüte um ihre Hand, bevor sie zugreifen. Wer die Abscheidungen liegenläßt, muß zweihundert Dollar Strafe zahlen.

Menschen singen unter dem majestätischen Washington Bogen in Greenwich Village Hymnen für ihre Herrscher. Sie versammeln sich

jedes Jahr an einem kühlen Maimorgen zum “Dachshund Festival”. Die Organisatoren hatten für viel Geld zwei Komponisten beauftragt, ein pathetisches Lied auf den Dackel zu schreiben. Bewegt lauscht die Stadt dem Gesang einiger hundert frierender Männer und Frauen, während die Dackel in Woldecken verhüllt auf ihren Armen dahindösen.

Längst bilden die Hunde eine Kaste mit dienenden Köchen, Schwimmlehrern und Psychologen, die sich wie eine durchsichtige Folie auf die Ordnung der Stadt legt. Eine Bekannte erzählte mir kürzlich von einer sorgenvollen Periode ihrer Nachbarn, wohlhabende kinderlose Eheleute in der Upper East Side. Sie litten unter der Melancholie ihres Hundes, eines braunfelligen Cockerspaniel ohne Appetit und ohne Enthusiasmus für ihre Umarmungen. Schließlich luden die Leute einen Hundetherapeuten ein, der davon lebt, seelische Probleme von Hunden zu kurieren. Er saß lange Zeit mit dem Hund im Wohnzimmer, während das Ehepaar in der Küche wartete. Sie hörten nichts, kein Bellen, kein Winseln, nur das Ticken der Küchenuhr und ab und zu die Stimme des Mannes, wenn er das Tier ansprach. Dann öffnete der Therapeut die Küchentür und verlangte von den Leuten, sich von dem cremefarbenen Wohnungsanstrich zu trennen. Der Hund benötigte dringend fröhliche Farben. Das Ehepaar dankte dem Therapeuten, zahlte sein Honorar und ließ die Wohnung nach seinen Anweisungen renovieren. Der Hund soll jetzt wieder fressen.

In New Jersey produzieren Köche täglich tausende “Mahlzeiten auf Menschenniveau” und schicken sie eingefroren nach Manhattan. Die Packungen enthalten Hühnchen, braunen Reis, Zucchini, Brokkoli und Möhren, gemischt mit homöopathischen und Vitaminsubstraten. Die Aufschrift verspricht, daß die Nahrung gegen Altersarthritits und schlechten Atem hilft. “Dog Walker” berichten in letzter Zeit häufiger über Haushalte mit Kommunikationsproblemen, wo sich ahnungslose Familienmitglieder zum Abendessen Portionen aufwärmen, die eigentlich dem Hund hätten gereicht werden sollen. Der Tierladen “Catch” veranstaltete im Juni an der 6th Avenue im West Village ein

“Hunde-Eis-Treffen”, bei dem Mitarbeiter für die hündischen Stammkunden Eiscreme in Näpfen servierten. Das Eis bestand aus gekühlter Sojasahne mit Hühnchengeschmack. Rund hundert Hundennamen standen auf der Gästeliste, das Areal vor dem Laden war mit bunten Luftballons geschmückt.

Wenn die Reichen New Yorks in die Weihnachtsferien fahren, schicken sie ihre Hunde nach Queens in zwei Hundehotels, wo sie am Weihnachtsabend mit speziellem Käsekuchen, einer Mischung aus Hütten- und amerikanischem Festkäse, gefüttert werden. Die einfache Schlafkabine von der Größe einer Hundehütte kostet fünfzehn Dollar pro Nacht. Luxuszimmer kosten fünfunddreißig Dollar. Sie sind geräumig, haben ein Bett und einen Fernseher.

Die Hotels führen einen schonungslosen Konkurrenzkampf gegeneinander. Das Haus “Woofs ‘n Whiskers” wirbt mit dem “größten Spielhof der Stadt”, “Puppy Paradise” lockt mit dem “besten” Spielhof. Das Atrium enthält Palmen und Kakteen und es ist mittlerweile unbestrittene Tatsache (die Betroffenen geben es sogar öffentlich zu), daß die “Paradise”-Angestellten den Hunden schamlos Weihnachtslieder vorsingen und die Geschenkpakete öffnen, die ihnen von den Haltern mitgegeben wurden.

Eine Studie des US-Hundeverbandes sagt, daß achtundvierzig Prozent aller amerikanischen Hundehalter ihren Hunde Geburtstagsgeschenke überreichen, die verpackt sind. In New York, dem Regierungssitz der Hundeordnung, dürfte die menschliche Unterwürfigkeit noch stärker verbreitet sein. Sofern es ihnen gelingt, die Verpackung ohne die Hilfe ihrer zweibeinigen Lakaien zu öffnen, zerren die Tölen Kautschukknöchel, Edelmetallfreßschüsseln oder Hundeparfüm heraus, das vor dem abendlichen Spaziergang aufs Fell gesprüht wird. Die Flasche kostet achtunddreißig Dollar und ist in Modedesignerläden der Madison Avenue erhältlich.

Vor den Herrschaftshäusern der Park Avenue fahren Limousinen von "Pet Chauffeur" vor, eines Hundefahrdienstes mit einer Flotte von fünf Fahrzeugen und sechs uniformierten Fahrern. Sie öffnen die Hintertür des Wagens, aus der marmorgetäfelten Lobby stolziert ein Hund, der auf die ausgezogene Sitzbank springt. Der Hund wird ins "Dixie Gym" gefahren, ein fünfstöckiges Fitneß- und Schönheitszentrum für Hunde in Midtown Manhattan. Als ich ankomme (ich nahm die Subway), verlassen gerade ein Pudel und eine junge Frau das Gebäude.

Der Pudel zieht an der Leine, spürt den Widerstand der Frau, bleibt stehen. "In welche Richtung möchtest du denn laufen, mein Schätzchen?", fragt die Frau den Pudel. "Nach links oder nach rechts?" Den Pudel ziehts geradeaus zur Straße, wo Laster poltern, und so lenkt die Dame das Schätzchen nach rechts zur Park Avenue.

Die untere Etage des "Dixie Gym" besteht aus einer luftig-hellen Boutique mit Zwölf-Dollar-Hundeleinen, Bällen, Schlafkörben, lustig bemalten Kackkästen und einer freundlichen Empfangstheke, hinter der Tracy hervortritt. Sie ist Hundetrainerin. Wenn sie spricht, blickt sie zum Boden und dreht den Zeigefinger in ihre Haare. Wir klettern die Treppe hoch, sie erzählt von achtzig Hunden, die täglich absteigen. "Die meisten treffen sich nach den Bürostunden", sagt Tracy.

Wir betreten einen Saal mit Bogenfenstern und einem künstlichen Rasen, auf dem ein dicker Mops herumtollt. Er sieht aus wie ein Flutlichtball auf vier Noppen. Er bremst, er rollt vornüber und plumpst auf einen Gummiknochen, der soeben von einem Trainer hingeworfen wurde. Der Trainer klatscht in die Hände und feuert den Rollmops an, der sich weiter erregt und hysterisch bellt.

Ein Schild an der Tür gewährt den Zugang nur für "Premium-Mitglieder". Wir befinden uns in der Hundetagesstätte, und Sarah, der Flutlichtball, wird von ihrer Besitzerin nach Feierabend abgeholt, sagt Tracy. "Premium-Mitglieder" zahlen zweihundertfünfzig Dollar

Jahresbeitrag, der Tagessatz für Sarah kostet zusätzlich fünfunddreißig Dollar.

“Platium-Mitglieder” erstürmen kläffend die obere Etage. Sie turnen auf Balken, springen über Kunststoffzäune, wuseln durch ein rotes Plastikrohr. Eine wilde Meute jagt uns entgegen, wirbt um Zuwendung und springt deshalb leidenschaftlich an unserer Kleidung hoch. Vor einer Hundeschaukel liegen zwei kleine aufgetakelte Hunde mit Zöpfchen, spitzer Schnauze und apathischem Blick. Trainer geben “Platium-Mitgliedern” Kurse in Frisbee-Scheiben-Schnappen und in “Sitzen und Stehen”, wie Tracy erzählt. Die Hundehalter überweisen den Beitrag von tausend Dollar pro Jahr. Sie werden fortwährend “Eltern” genannt, das ist hier die Sprachregelung.

Im Keller befindet sich ein Mini-Schwimmbad, das so groß ist wie ein Sandkasten auf einem Kinderspielplatz. Das Becken ist grün gekachelt, die obere Kachelreihe ist mit Enten bemalt. Die Trainer begleiten die Hunde ins Wasser - auf Wunsch der Eltern. In hinteren Etablissements genießen die Tiere Massage und Akupunktur. Sie erhalten ein Schaumbad (Tracy: “Nur Shampoo aus natürlichen Stoffen”) und werden von hingebungsvollen Menschen mit einem Fön getrocknet.

Wir durchqueren einen weiteren Saal mit Kunstrasen. Darin befindet sich ein Café. Es duftet nach Kaffee, Kuchen und Hundefutter. Daneben steht ein hölzerner Pavillon wie aus einem Wiener Liebesgarten.

“Und hier”, sagt Tracy strahlend, “finden die Hochzeiten statt.”

“Hochzeiten?”

“Die Hochzeiten. Unsere Liebeszeremonien.”

“Hundehochzeiten?”

“Die Braut trägt eine Spitzenrobe von Vera Wang und der Bräutigam einen schwarzen Umhang von Gucci.”

“Gucci?”

“Das Label ist aufgedruckt, es kostet vierhundertundfünfzig Dollar. Ist Kaschmir. Die Hochzeit selbst ist natürlich kostenlos.”

Sie posieren vor Hochzeitsfotografen, sie paradieren an den Gästen vorbei, sie schnuppern den Hundekuchen, sie sehen die gelackten Schuhe ihrer Eltern, es fallen Tränen.

Die Stadt blüht mit Leben, aber hinter Handel, Hupen und Geschnatter erstreckt sich eine Beziehungswüste, in der acht Millionen Fremde wie Nomaden umherziehen. Sie drängen sich durch die Avenues zwischen Büros, Bars und Modeläden und entladen dabei ihre Lebenswünsche auf die Schultern derjenigen, die vor ihnen gehen, während die eigenen Schultern unter dem Liebessehnen der Menschen, die ihnen folgen, zu brechen drohen. Menschliche Beziehungen sind kompliziert, Hunde aber sind simpel.

Ein Hund diskutiert nicht. Ein Hund hat keine Persönlichkeit, außer solche, die man ihm antrainiert. Einen Hund kann man man verändern, sodaß er glücklich macht. Ein Hund ist verfügbar. Ein Hund streichelt, wenn man ihn streichelt. Er erfüllt alle Erwartungen ohne Widerspruch. Hunde sind Kriecher und haben einen warmen Körper. Hunde sind Stadttiere, sie sind Seelenersatzteile und nur, wenn sie angeleint spazieren geführt werden, fühlen sich die Menschen komplett.

In keiner Stadt leben so viele Singles. Die Familie zerfällt, aber hier springt der Hund herbei: Seine Liebe ist bedingungslos. Ein Kind schreit, aber ein Hund schleimt und läßt sich schweigend in eine Hundetrage aus Fleece und schmalen Ledergurten zwängen. Junge weiße New Yorkerinnen tragen Pinscher wie Babys vor der Brust. Die Tiere strecken alle Beine aus und ergeben sich dem Kinderwunsch der Frauen.

Jeden Sonntag warten vor den Restaurants der Columbus Avenue frische, schlanke Narzisten auf einen freien Tisch am Gehsteig, wo sie von Spaziergängern bewundert werden können. Hunde dürfen nicht ins Restaurant, und so hat die Frau mit dem blonden Pagenschnitt und dem Joop-Duft in der Seidenbluse ihren graukrausen Minihund an einen Laternenpfahl gebunden und zu seinen Füßen einen Teddybär gesetzt.

Doch sie speist den Spargelsalat in Schuld. Von Zeit zur Zeit wirft sie einen Blick auf den Hund, betrübt besieht der Hund den Bären, aber der Bär blickt mit glasigen Augen ins Universum, dorthin, wo zwischen Sternenstaub und Vakuum die Erlösung wabert. Die Frau hält es nicht mehr aus, sie läßt den Spargel liegen und eilt zu ihrem vernachlässigten Kind, das nun über den Bären steht und dabei ist, das rechte Hinterbein zu heben.

New Yorker Hunde sind stille Machthaber. Sie injizieren den Menschen Schuldgefühle und sehen zu, wie getrennte Eheleute sich in Scheidungsschlachten zerfleischen: Sie engagieren teure Anwälte, die um die Vormundschaft für den Haushund kämpfen.

New Yorker Hunde verachten Brutalität. Ihre Wut drückt sich nicht in Bellen aus wie überall auf der Welt. Sie sind abgezockt. Sie übertragen ihre Aggression auf ihre Halter, die Parkpolizisten beleidigen, weil diese verlangen, Hunde anzuleinen. In einem in der Ortspresse leidenschaftlich publizierten Fall hatte eine ältere Dame vor drei Jahren einen Polizisten "Gestapo-Mann" genannt. Der Polizist arrestierte Frau und Dackel, aber beim Verhör verweigerte die Frau jede Auskunft über den Verbleib der Hundeleine und gab als Namen "Eva Braun" an. Im selben Jahr ergossen hunderte Eltern ihre kollektive Wut auf die Wege des Central Parks, nachdem der städtische Parkchef Henry Stern eine Anleinplicht nach neun Uhr morgens befohlen hatte. Die Leute reihten sich auf und ließen nach einem verabredeten Zuruf ihre Hunde von der Leine und verspotteten zwei Dutzend Polizisten, die vergeblich versuchten, die Tiere einzufangen.

Stern nannte die Leute auf einer Bürgerversammlung "Hundeterroristen", doch die Leute lachten nur und es schien, als bellten durch ihre Hälse die Hunde, die zu Hause den Triumph ihrer Soldaten feierten. Stern ist ein Kapitulant. Er ist zwar noch im Amt, besitzt aber jetzt selbst einen Hund.

Schließlich ist der Hund ein felliges Objekt geheimer Sehnsüchte. Er zaubert Liebe hervor und Haß, den der Stadtmensch nicht straflos gegen andere Bürger herausschleudern kann. Jeden Morgen brüllen Männer im Park Befehle, die nicht länger als zwei Silben sind. Sie stehen breitbeinig, schwenken die Zigarre und verengen die Augen zu strategischer Weitsicht. Sie sehen nicht den Baum am Blumenbeet, sondern den Boss im Büro, den sie verabscheuen und mit "Platz!" und "Weg da!" und "Komm' her!" herunterputzen. Frauen rufen ihren Hunden Zärtlichkeiten zu, und die vertraulichen Blicke, die sie mit den anderen Frauen austauschen, erzählen ein modernes New Yorker Märchen: Die Frau trifft den Märchenprinzen, sie küßt ihn, er verwandelt sich in einen Mops, und beide leben fortan glücklich zusammen. Sozialwissenschaftler haben herausgefunden, daß sich fünfzig Prozent der amerikanischen Frauen eher auf ihren Hund als auf ihren Ehemann verlassen, wenn es um Zuwendung geht.

Dialog zweier Frauen mit Hund, deren Wege sich am Baseballfeld des Central Parks kreuzen:

"Ist das ein portugiesischer Retriever?"

"Ja."

"Er ist schön."

"Danke, ich bin ihnen so dankbar."

Schweigen.

"Ist das ein Langhaarpudel?"

“Ja.”

“Wunderschön.”

“Ach danke. Das ist so so süß von ihnen.”

Die Frau mit dem Langhaarpudel setzt ihren Spaziergang fort. Die andere Frau beugt sich zum Retriever, schaut ihm in die Augen und sagt: "Hast du gehört, was die Frau über dich gesagt hat? Du bist so so süß, hat sie gesagt."

*

Der übliche Senf aus Weimar:

Knurre nicht, Pudel! Zu den heiligen Tönen,
Die jetzt meine ganze Seel' umfassen,
Will der tierische Laut nicht passen.
Wir sind gewohnt, daß die Menschen verhöhnen,
Was sie nicht verstehen,
Daß sie vor dem Guten und Schönen,
Das ihnen oft beschwerlich ist, murren;
Will es der Hund, wie sie, beknurren?

(Aus: Faust. Johann Wolfgang von Goethe)